

Dem kommenden Gott entgegenwarten

Betrachtungen zur Adventszeit*

Josef Schmidt, München

1. Vom kindlichen Erleben zu den Zeitdimensionen des Glücks

Der Advent war für mich als Kind eine Zeit sehnüchtiger Erwartung, und ich kann mir denken, daß es vielen von Ihnen ebenso ergangen ist. Ich glaube, ich habe später nie mehr ein Ereignis mit so viel sehnüchtigem Verlangen und zugleich mit so viel ehrfürchtiger Scheu erwartet wie als Kind das Weihnachtsfest. Welche Geduld wurde einem da abverlangt! Aber drängeln half nicht. Wir Kinder zählten am Adventskalender die Tage. Und doch war die Zeit erfüllt mit Vorfreude, einer Vorfreude, die sich von Woche zu Woche steigerte, wenn am Adventskranz immer ein Licht mehr angezündet werden durfte. Die großen Erwartungen fanden dann am Heiligen Abend ihre wunderbare Erfüllung. Aber so traumhaft das Erlebnis der Erfüllung auch war, es hielt nur kurze Zeit an. Die Wünsche und Erwartungen waren schließlich von einer Maßlosigkeit gewesen, daß wirklich nur das Christkind in seiner himmlischen Herrlichkeit ihnen ganz hätte entsprechen können. Die elterlichen Geschenke waren dazu nicht imstande. Ich erinnere mich gut, daß sich bei mir in den darauffolgenden Feiertagen stets eine gewisse Enttäuschung breitmachte. Mag sein, daß meine Mutter diese Regungen spürte. Mag auch sein, daß ich meinen Unmut offen äußerte. Jedenfalls sagte meine Mutter mir und meinen Geschwistern dann stets zum Trost und zur Ermahnung: „Ihr habt euch zwar noch viel mehr gewünscht. Aber das Christkind gibt nie alles auf einmal. Es hebt immer noch viel für später auf“. Ich muß sagen, das war für mich eine absolut befriedigende Antwort, und sie hat meine Ehrfurcht vor diesem Christkind, das immer noch viel mehr zu geben hat, als es tatsächlich gibt, ins Unermeßliche gesteigert.

Diese Abfolge in meinem kindlichen Erleben um die Weihnachtszeit ist mir gut in Erinnerung: Verheibung, Erwartung, Erfüllung der Verheibung, dann die mit der Erfüllung sich einstellende Enttäuschung, *und* daß die Enttäuschung in dem Augenblick wieder in Vorfreude umschlagen konnte, in welchem die Erfüllung als neue Verheibung verstanden wurde. Ich muß gestehen, daß diese Abfolge, dieser Erlebnisrhythmus für mich einen hohen paradigmatischen Wert hatte.

* Der Artikel ist ein geringfügig veränderter Vortrag, gehalten am 26. 11. 1994 vor der Jesuitencommunity des Berchmanskollegs in München zur Vorbereitung auf die Adventszeit.

tischen Wert behalten hat. Es hat sich mir eingeprägt und auch immer wieder bestätigt, daß Vorfreude selbst schon ein Glück sein kann, ein Glück, das einen zur Dankbarkeit stimmt, und daß die Erfüllung der Vorfreude nur dann nicht in Enttäuschung endet, wenn sie sich selbst wieder in Vorfreude verwandeln läßt. Manchmal kommt zwar ein Glück ganz unverhofft. Aber auch ein solches unverhofftes Glück „trifft“ auf eine Erwartung, oder besser gesagt, es erweckt, indem es sich zu erfahren gibt, zugleich eine Aufnahmebereitschaft dafür. Aber diese Aufnahmebereitschaft enthält ebenfalls einen „Überschuß“ an Erwartung über die Ausmaße des konkreten Glückserlebens hinaus.

Wir dürften geneigt sein, diese Asymmetrie zwischen einer stets größeren Erwartung und einer dahinter immer zurückbleibenden Erfüllung auf unsere angeborene Unbescheidenheit zurückzuführen. Aber könnte es nicht sein, daß uns diese Asymmetrie vom Glück selbst vorgezeichnet wird, indem es nämlich niemals als endgültige Erfüllung aufgenommen werden will, sondern immer nur als „Hinweis“, als „Ankündigung“? Das hieße, daß wir das konkrete Glück nur genießen können, wenn wir es als eine Art Vorschuß hinnehmen. Die Erfahrung zeigt jedenfalls, daß wir unser Glück sehr schnell kaputtmachen, wenn wir es ergreifen und als sicheren Besitz buchen. Ausschöpfen läßt sich das Glück offenbar nur, wenn wir darüber hinaushorchen, wenn wir offen sind für das, was sich in ihm nur ankündigt, und das heißt, wenn wir bereit sind, es loszulassen im Vertrauen, es neu zu empfangen. Die Freude ist dann Dankbarkeit und die Dankbarkeit Hoffnung und Bitte. Wie umgekehrt die so verstandene Bitte aus der Dankbarkeit kommt. Oder anders gesagt: Um das Geschenk des Glücks in seinem Reichtum zu besitzen, müssen wir arm bleiben wollen. Das Glück ist dann wie ein Fenster in die Zukunft, durch das Licht in unsere Räume fällt. Mißtrauen wir dieser Zukunft, dann schließt sich dieses Fenster, und auch das gegenwärtige Glück ist bald im Dunkeln verschwunden.

Wie steht es aber mit dem vergangenen Glück, mit dem Glück, das unwiederbringlich vorbei ist? Bleibt hier nur die nostalgische Erinnerung? Oder enthält auch die Erinnerung einen Bezug zur noch ausstehenden Zukunft? Ich habe dazu kürzlich eine hübsche Stelle in der Literatur gefunden. Das Theaterstück „*Michael Kramer*“ von Gerhart Hauptmann handelt unter anderem davon, daß sich ein befreundetes Paar nach langen Jahren der Trennung wieder trifft. Beide waren verschiedene Wege gegangen, und beide sind nicht gerade glücklich verheiratet. Sie erinnern sich nun ihrer Jugendliebe, zu der allerdings kein Weg mehr zurückführt. Die Erinnerung ist schön. Aber leider kann man nur sagen: „Es war einmal“. Doch da erhebt er sein Glas und sagt zu ihr: „Und trotz alledem! Wenn zwei so sagen: es war einmal, da ist immer auch noch was übriggeblieben, und darauf stoßen wir dann noch mal an“ (3. Akt; Reclam S. 59). Dies scheint zu sagen: Wenn wir

uns des vergangenen, des unwiederbringlich vergangenen Glückes ohne Bitterkeit erinnern, dann nehmen wir an diesem Glück etwas wahr, das als Verheißung noch nicht ausgeschöpft ist.

2. Die unglaubliche Botschaft vom kommenden Gottesreich

Die bisherigen Überlegungen könnten uns helfen, einen Aspekt des Glaubens wieder deutlicher zur Kenntnis zu nehmen, mit dem uns vor allem die Adventszeit nachdrücklich konfrontiert: Glauben heißt in die Zukunft blicken, und glaubend in die Zukunft blicken heißt das Kommen Gottes erwarten. Jesu Botschaft läßt sich zusammenfassen als die Verkündigung des kommenden Gottesreiches (Mk 1,14f), und das Leben der Kirche besteht wesentlich darin, daß sie dieses Gottesreich als seine Wiederkunft erwartet, denn auf dieses Ereignis soll unser persönliches Leben wie die Geschichte im ganzen zulaufen. Ich meine, es ist wichtig, sich diesen Grundzug unseres Glaubens klar vor Augen zu stellen. Denn man wird nicht behaupten können, daß sich mit dieser Botschaft heute sehr viel Staat machen läßt. Sie scheint einem hoffnungslos überholten Weltbild anzugehören. Man zuckt die Achseln. Was soll's? Und werden wir selbst darauf angesprochen, dann sind wir rasch verlegen und neigen dazu, umzuinterpretieren und auszublenden. Aber ein ehrlicher Blick ins Neue Testament lehrt, daß es nicht um eine Nebensache, sondern um einen schlechthin zentralen Gedanken geht. Jesus verkündet das nahe Gottesreich. Sein Kommen ist die Tat der Liebe Gottes. Bekehrung bedeutet, sich auf diese Zukunft einzustellen. Im Glauben an die Auferstehung Jesu, also daran, daß das Eigentliche schon geschehen ist, wird diese Zukunft nicht gestrichen. Sie bekommt nur deutlichere Konturen. Denn so umstürzend neu die kommende Herrschaft Gottes für die gegenwärtige Welt sein wird, sie wird menschliche Züge tragen, nämlich die Züge Jesu, und das sind die Züge der kostbarsten, weil der menschlichsten Menschlichkeit, die diese Welt hervorgebracht hat.

Aber es ist nicht leicht, diesen Aspekt unseres Glaubens theologisch festzuhalten. Ich möchte dies an einem kleinen theologiegeschichtlichen Exkurs erläutern. Im Jahre 1793 veröffentlichte Immanuel Kant seine Schrift „*Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*“. Darin greift er auf den biblischen Begriff vom „Reich Gottes“ zurück. Dieser ist nach ihm als Zielbegriff der sittlichen Anstrengungen zu verstehen. Durch eine allmähliche Versittlichung der menschlichen Verhältnisse kann es zu einer „Annäherung des Reiches Gottes“ kommen (1. Aufl. S. 167), d.h. zu einer annähernd vollkommenen Verwirklichung der sittlichen Idee. Diese Gedanken machten auf viele, besonders evangelische Theologen großen Eindruck. Vor allem in der

einflußreichen Schule des protestantischen Theologen Albrecht Ritschl wurde diese Kantische Interpretation des Reich-Gottes-Begriffs vertreten. Es war dann allerdings ein Schock, als der Schwiegersohn Ritschls, Johannes Weiß, in seinem 1892 erschienenen Buch „*Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes*“ zeigte, daß diese Auffassung mit der Lehre des neutestamentlichen Jesus nicht viel zu tun hat. Denn das Reich Gottes, das Jesus verkündet, liegt nicht in der Verlängerungslinie menschlicher Anstrengungen, sondern wird von Jesus als eine alles verwandelnde Tat Gottes verkündet und erwartet. Das Ergebnis seiner exegetischen Untersuchungen brachte Weiß zu der Einschätzung, daß uns dieser Jesus mit seiner eigenartig apokalyptischen Sicht eben fremd geworden sei und man als neuzeitlich aufgeklärter Mensch leider zugeben müsse, mit ihm nicht mehr viel anfangen zu können. Adolf von Harnacks berühmte Berliner Vorlesungen vom Wintersemester 1899/1900 (also zum Auftakt des neuen Jahrhunderts!) über „*das Wesen des Christentums*“ hatten deshalb so großen Erfolg (und wurden als Buch ein Bestseller), weil sie auf das von Weiß ausgelöste Unbehagen antworteten, indem sie ein zeitgemäßes, von allen apokalyptischen Einkleidungen gereinigtes Jesusbild präsentierten und damit vielen christlichen Intellektuellen aus der Seele sprachen. Albert Schweitzer kam wenig später in seinen exegetischen Arbeiten zu ähnlichen Resultaten wie Weiß und war sich in den Konsequenzen mit ihm einig: Was an Jesus bleibt, ist sein Appell zur Mitmenschlichkeit. Und diesen Appell hat Schweitzer bekanntlich energisch aufgenommen.

Doch gerade an Jesu Aufruf zur Mitmenschlichkeit läßt sich zeigen, wie sehr dieser Aufruf in der Verkündigung Jesu mit seiner Reich-Gottes-Botschaft verbunden ist. „Dein Reich komme!“ (Mt 6,10). Das ist die große Bitte an Gott. Sie spricht das Vertrauen in die Vatergüte Gottes aus, der die Menschen liebt, der sie nicht allein läßt, der nicht in der Ferne des Himmels bleibt, sondern sich den Menschen zuwendet und auf sie zukommt. In diesem Kommen erweist sich Gott als der Vater, dessen Kinder wir sind, Kinder, die sich gewissermaßen geschwisterlich bei der Hand nehmen müssen, um der Liebe ihres Vaters zu entsprechen.

Jeder einzelne, aber jeder einzelne in der *Gemeinschaft* aller einzelnen ist zu diesem Leben mit Gott berufen. Das ist die Zukunft, die dem Menschen offensteht. Diese Botschaft bedeutet die Loslösung aus den belastenden Verstrickungen der Vergangenheit. Wir spüren es förmlich in den Evangelien, wie die, welche Jesu Botschaft verstanden haben, aufatmen. Gott reicht uns die Hand. Er vergibt uns. Wir können neu anfangen. Freude begleitet das Auftreten Jesu. Welche Freude liegt allein über dem Wunder von Kana, mit dem nach dem Johannesevangelium Jesus seine Predigt zeichenhaft eröffnet (Jh 2,1ff). Der Überfluß an Wein ist, in Anlehnung an alttestamentliche Bilder (z.B. Jes 25,6ff), zusammen mit dem Überfluß an Brot bei der Brotver-

mehrung (Jh 6,1ff) Symbol für die endzeitliche Fülle des Gottesreiches. Und Brot und Wein sind zusammen die Zeichen der Eucharistie. Sie sind auch Zeichen der Vergegenwärtigung des Kreuzes (etwa in der Trennung von Leib und Blut). Aber sie weisen über das Kreuz hinaus. Beim Abschiedsmahl sagt Jesus zu den Jüngern: „Von jetzt an werde ich nicht mehr von der Frucht des Weinstocks trinken bis zu dem Tag, an dem ich mit euch von neuem davon trinken werde im Reich meines Vaters“ (Mt 26,29).

3. Die Bedingung für wahrhaftes Menschsein ist die Gegenwart der äußersten Zukunft

Jesus erschließt ein neues Leben, ein neues Miteinanderleben in der Erwartung des Gottesreiches. Aber dieses Leben in der Erwartung ist ein Leben ganz in der Gegenwart. Weil das Reich Gottes kommen wird, bestimmt seine Zukunft jetzt schon das Verhalten, und das Kommende wird so in der Gegenwart wirksam, wird so zur „Wirklichkeit“. Wenn das Reich Gottes tatsächlich erwartet wird, dann erlebst es jetzt schon seine reale Macht, dann ist es, unbeschadet seiner noch ausstehenden Zukunft, jetzt schon da.

Jesus selbst lebt ganz und gar aus der Unmittelbarkeit zum kommenden Gott, und diese Unmittelbarkeit verleiht seinem Auftreten eine ungeheure Souveränität und Freiheit, eine Freiheit gegenüber den politischen und dämonischen Mächten dieser Welt, die in ihrer Vorläufigkeit durchschaut sind, eine Freiheit gegenüber den sozialen und rechtlichen Barrieren, die die Menschen gegeneinander aufbauen und für endgültig halten. Welche Freiheit liegt allein in der gütigen Strenge, mit der Jesus der Ehebrecherin begegnet (Jh 8,1ff)!

Aus dieser Freiheit leuchtet die Menschlichkeit Jesu, der sich niemand entziehen kann. Auch die kämpferischsten Atheisten hatten meist einen hohen Respekt vor der Person Jesu und seiner Menschlichkeit. Freilich, die Wurzeln dieser Menschlichkeit liegen bei Jesus in seiner Unmittelbarkeit zu Gott, in der Gewißheit der Liebe des kommenden Gottes. Dies müßte allen, die Jesus nur als Menschen respektieren, immerhin zu denken geben.

Die Menschlichkeit der Welt ist Sache Gottes, einmal in dem Sinn, daß er sie sich zu eigen macht, und zum anderen in dem Sinn, daß nur er sie durchsetzen kann. In der Verkündigung des nahen Gottesreiches verweist Jesus auf den kommenden Menschensohn und identifiziert sich mit ihm (Lk 12,8). Er nimmt damit ein Motiv aus der Frühzeit des apokalyptisch-eschatologischen Denkens auf, nämlich aus dem Buch Daniel. Dort wird im 7. Kapitel der Traum des Propheten beschrieben. Nacheinander tauchen vier furchtbare Wesen aus dem Meer auf, Tiermonster oder tierhaft entstellte Menschen. In

ihnen sind die Weltreiche symbolisiert, die ihre Schreckensherrschaft verbreiten, die aber auch dem Untergang geweiht sind. Das Gottesreich, das dann im Traum erscheint, wird nicht von einem Tier oder einem tierhaften Menschen, sondern ganz schlicht durch einen Menschen dargestellt: „Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn... Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben“ (7,13f). Das bedeutet: Erst die Herrschaft Gottes wird eine wahrhaft menschliche Welt begründen, so wie diese Welt erst dann vollendet sein wird, wenn Gott „alles in allem“ ist (1 Kor 15,28).

Noch an ein zweites endzeitliches Bild möchte ich erinnern, nämlich an das letzte der Bibel überhaupt, also an das, mit dem sie schließt: das Bild vom himmlischen Jerusalem in der Apokalypse des Johannes. Unter Rückgriff auf die prophetische Sprache des Alten Testamentes (Jes 65,17) wird hier von einem „neuen Himmel“ und einer „neuen Erde“ gesprochen (Off 21,1):

„Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Das was früher war, ist vergangen“ (Off 21,2ff).

Die Stadt, das ist das Zusammensein der Menschen in der Gemeinschaft mit Gott. Trauer und Klage wird es nicht mehr geben. Aber die Tränen sind noch da, und daß Gott sie abwischt, das gehört mit zur Vollkommenheit dieses Glücks. Unmißverständlich wird gesagt, daß die Stadt „aus dem Himmel“ herabkommt. Ihre Errichtung ist die Tat Gottes und nicht das Ergebnis menschlicher Anstrengung. Diese Stadt ist unsere Heimat. Sie steht für uns bereit. Wir sind eingeladen, in ihr Wohnung zu nehmen, und es wird ein menschliches Wohnen deshalb sein, weil Gott diese Wohnung nicht nur für uns bereitet, sondern auch mit uns teilt.

Aber wer ist würdig, Bürger dieser Stadt zu sein? Die Antwort hat zu lauten: derjenige, der diese Stadt erwartet, d.h. derjenige, der sie will, der sie ersehnt, und das ist kein anderer als der, der in der Gewißheit, daß sie die kommende Wirklichkeit sein wird, jetzt schon nach ihren Gesetzen lebt. Nur der erwartet sie und will sie wirklich, der, allen anderslautenden Versicherungen zum Trotz, ihre Gesetze und Prinzipien für die wahren und endgültigen hält und sie deshalb in seinem Leben zum Tragen bringt. Die endgültigen

tige Ankunft dieser Stadt und die vollkommene Durchsetzung ihrer Gesetze und Prinzipien wird er allerdings Gott überlassen und nicht so vermassen sein, sich dies zu seiner Aufgabe zu machen.

Freilich, alles was von ihr her, in ihrer Erwartung, in diesem Leben Gestalt wird, wird in sie eingehen, d.h. alles Echte und Leuchtende, sozusagen die Edelsteine, die wir bei uns hie und da antreffen, oder das Gold, das, mit anderen Substanzen vermischt, erst ausgeschmolzen werden muß. Das sind dann die Elemente, aus denen die zukünftige Stadt aufgebaut sein wird (vgl. Off 21,11.18). Alles andere wird vergehen, oder mit dem Bild des Paulus zu sprechen (1 Kor 3,12ff), alles andere wird in dem reinigenden Feuer des kommenden Gottes verschwinden.

4. Nähe und Abstand der Wahrheit des Glaubens

Wenn wir uns nur die Mühe machen, uns immer wieder in die Aussagen und Bilder der Bibel über die uns verheiße Zukunft zu vertiefen, dann werden wir auch ihre Frische und ihre Macht, uns anzusprechen, erfahren. Zugleich müssen wir uns aber eingestehen, daß sie trotz ihrer Faszination für uns eine Zumutung sind. Wir dürfen uns nichts vormachen. Auch wir sind, wie die meisten unserer Zeitgenossen, angesichts dieser Botschaft geneigt, resigniert die Achseln zu zucken und zu sagen: einfach zu großartig, um wahr zu sein. Nur eines sollten wir nicht tun. Wir sollten diese Botschaft nicht verfälschen. Die Versuchung ist naheliegend, aus Resignation vor der ungeheuren Zumutung ihrer Inhalte sie umzudeuten oder, wie es euphemistisch heißt, sie in eine „heute verständliche Sprache“ zu übersetzen. Natürlich können wir sie entschärfen und sie so ausdeuten, daß jeder sie akzeptieren kann, etwa als Metapher für die Sehnsucht des Menschen nach Glück oder als bildlich eingekleideter Appell zur Solidarität und Hilfsbereitschaft. Ihrer Zumutung sind wir damit ausgewichen und ihrem eigenen möglichen Wahrheitsgehalt, und um den allein muß es uns doch gehen. Er allein kann unsere Freiheit zu der Zustimmung herausfordern, die wir Glaube nennen.

Ob wir selbst zu diesem Glauben fähig sind, mag eine offene Frage sein. Aber wir sollten uns diesen Glauben nicht erschleichen wollen, indem wir seinem Inhalt die uns genehme Form geben. Freilich, der Glaube gehört in die Unverfügbarkeit von Freiheit und Gnade, und hier ist nichts erzwingbar. Wozu wir aber verpflichtet sind, ist dies: die Sinnbilder des Glaubens rein und unverfälscht zu bewahren. Dazu gehört, daß wir uns um sie bemühen, daß wir sie betrachten, meditieren, daß wir ihrer inneren Logik folgen und daß wir so über sie sprechen, daß sie sichtbar werden, daß sie leuchten vor den Menschen und auch vor uns selbst.

Es sollte jedenfalls bei uns gleichsam klingeln, wenn diese Sinnbilder in unserem Munde eine Gestalt annehmen, in der man sie nicht mehr ablehnen kann, in der sie sozusagen jeder anständige Mensch irgendwie akzeptieren muß. Wer soll denn schon etwas dagegen haben, wenn die Botschaft lautet: Seid gut zueinander! Aber dieses ‚Seid gut zueinander!‘ zu gründen auf den Glauben an ein himmlisches Jerusalem und daraus die Kraft zum Gutsein zu schöpfen, das wird nie eine weithin akzeptierte Selbstverständlichkeit sein. So menschlich diese Botschaft ist, so wenig liegt ihre Wahrheit in der Verlängerung menschlicher Überlegungen. Es wird immer ein Ärgernis bleiben, daß ihre Menschlichkeit einem Widerspruch oder zumindest einer Gegenläufigkeit gegen unsere Allerweltsüberzeugungen entstammt, und d.h. für immer eine Zumutung sein wird oder eine Ermutigung zu etwas, nämlich eine Herausforderung unserer Freiheit zum Glauben oder auch: ein Geschenk des Glaubens an unsere Freiheit.

Beunruhigen oder Angst machen sollte uns dieser Sachverhalt nicht. Im Gegenteil! Es gehört doch zu den schönsten Erfahrungen im Umgang mit den Sinnbildern des Glaubens, daß sie ihre erhellende Kraft und deswegen auch ihre Überzeugungskraft immer wieder neu unter Beweis stellen. Um das zu erfahren, müssen wir sie nur in aller Ruhe betrachten. Es hat keinen Sinn, sich da aus irgendeinem Eifer in eine Überzeugtheit hineinzureden. Das wäre auch ganz aussichtslos. Es würde nur dazu führen, daß uns das, was wir uns da angestrengt eingeredet haben, ein anderer mit Hilfe von viel Psychologie und Therapie wieder mühsam ausreden muß.

Was ich meine, kann man auch in einer Tautologie formulieren. Überzeugen kann uns nur das, was uns wirklich überzeugt. Für wahr halten können wir nur, was wir wirklich für wahr halten. Die einzige vernünftige Möglichkeit, hier mit unserem Glauben ins reine zu kommen, ist das einfache und ruhige Betrachten seiner Sinnbilder. Dafür müssen wir uns allerdings immer wieder genügend Zeit nehmen. Es geht um etwas sehr Schlichtes: um das geduldige Betrachten dieser Sinnbilder mit der Aufmerksamkeit und Offenheit für das erhellende Licht, das von ihnen auf unser Leben und unsere Wirklichkeit fällt. Dann werden wir auch bereit sein für das Geschenk des Glaubens, und wir werden erleben, daß diese so ruhig betrachteten Bilder plötzlich ihre flächige Objektivität verlieren, daß sie sich ins Dreidimensionale ausweiten und wir uns auf einmal mitten in ihnen befinden. Und es wird uns nicht schwerfallen, dieses Einbezogensein zu verstehen als ein Ergriffenwerden durch den, der uns in diesen Bildern begegnen will und der uns in dieser Begegnung aufgehen läßt, daß er schon immer auf uns gewartet hat.